

Zur Freiheit verurteilt

Vor 70 Jahren, ein halbes Jahr nach dem Ende des II. Weltkriegs, erklärt Jean-Paul Sartre in seinem berühmten Vortrag in Paris, was Existentialismus ist und was Freiheit heißt

Von Rainer Krause

Als Andreas Baader, Mitglied der sogenannten Rote-Armee-Fraktion (RAF), am 4. Dezember 1974 im Hochsicherheitstrakt der Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim Besuch von einem weltbekannten Philosophen bekommt, schlagen die Wellen hoch, geht ein Sturm der Entrüstung durch Deutschlands Medienlandschaft. Kommt hier ein „Sympathisant“ der terroristischen Linken zu Besuch oder nur jemand, der eigentlich „ahnungslos“ ist und von großer „Naivität“? Handelt der Mann „instinktlos“? So die Worte des damaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg. Die RAF befindet sich in einem „Krieg“ gegen die Staatsgewalt und ihre Gründungsmitglieder sind 1972 verhaftet worden. Durch Hungerstreiks wollen sie ihre Haftbedingungen verbessern. Der angekündigte Besuch Jean-Paul Sartres (1905-1980) weckt international Aufmerksamkeit. Würde der renommierte französische Philosoph mit seiner Aktion die Terroristen und ihre Gewalttaten aufwerten? Nichts dergleichen geschieht. An den Haftbedingungen ändert sich nichts, die Reputation Sartres nimmt in Deutschland erheblichen Schaden. Was sich Sartre selbst von dem Besuch versprochen hat, bleibt merkwürdig unklar. In späteren Interviews erklärt Sartre, er habe gegen die Haftbedingungen, in denen er eine Form von Folter sah, protestieren wollen. Rückblickend bewertet Sartre seinen Besuch als „Mißerfolg“. Diese Episode ist nicht das einzige sonderbare Ereignis im Lebensgang dieses ungewöhnlichen Philosophen.

Es kommt in der Geschichte der Philosophie – wenn überhaupt – nur äußerst selten vor, dass ein viele hundert Seiten starkes und komplexes philosophisches Buch innerhalb weniger Jahre das Alltagsleben vieler Menschen erreicht, gar zu einer „Modeströmung“ wird und seinen Autor am Ende weltberühmt macht. Doch genau das geschieht mit Jean-Paul Sartres Werk DAS SEIN UND DAS NICHTS (1943),

das mitten im Krieg im besetzten Paris erscheint und das in der Nachkriegsära vor allem in Frankreich anscheinend das Lebensgefühl vieler Menschen trifft und in den Pariser Cafés unter dem Schlagwort „Existentialismus“ eifrig diskutiert wird. Diese erstaunliche Wirkung der Schrift dürfte freilich nicht nur mit dem gesellschaftlichen Klima zur damaligen Zeit zusammenhängen, sondern auch mit der Person des Autors: Sartre ist nicht nur ein eigenwilliger, konsequenter, radikaler und engagierter *Denker* der Freiheit, sondern nach Ansicht vieler – durch seine praktische Lebensgestaltung – auch eine authentische persönliche *Verkörperung* der Freiheit. Und in dieser – als gelungene Integration empfundenen – Synthese von philosophischem Denken und gestaltetem „Dasein“ gilt er nicht nur als lebendiges Beispiel für ein schon in der griechischen Antike bekanntes philosophisches Ideal der Lebensführung, sondern auch als Prototyp des engagierten, modernen Intellektuellen. *Freiheit* ist Sartres Lebensthema.

Differenziert verzweigt sind DIE WEGE DER FREIHEIT (so ein Titel eines Sartreschen Romanzyklus von 1945-49), die er dabei beschreitet. Das betrifft nicht nur seine Existenz als Künstler und Schriftsteller. Sartre bringt es im Verlauf seines Lebens auf ein ungewöhnlich vielseitiges Œuvre von beachtlichem Umfang. Er arbeitet an literarischen Werken (Romanen, Erzählungen, Dramen), äußert sich in Schriften zur Literatur, glänzt mit politischen Artikeln, Reportagen und Aufrufen, verfasst Tagebücher, Porträts und philosophische Biografien, autobiografische Schriften, Briefe und Drehbücher, Essays und Nachrufe. Sartre habe durchschnittlich pro Tag etwa 30 Manuskriptseiten schreiben müssen, um dies zu schaffen, lautet eine kaum glaubliche Berechnung. 1964 lehnt er die Annahme des Literaturnobelpreises ab. Auch in seinen politischen Aktivitäten, die von seinem Versuch einer Unterstützung der Résistance gegen die deutsche Besatzungsmacht und seinem Engagement innerhalb unterschiedlicher Gruppen und Parteien der französischen Linken, über sein Eingreifen gegen den Kolonialismus im Algerienkrieg (1956) und seine Teilnahme an diversen Protestaktionen gegen den Vietnam-Krieg reichen („Russell-Tribunal“, 1966/67), ist er durchaus auf Wahrung seiner Unabhängigkeit bedacht, die umgekehrt gleichzeitig Voraussetzung für den Erfolg seines verschiedenartigen frei gewählten politischen Engagements bleibt. Sein Privatleben ist geprägt von einer jahrzehntelangen, produktiven und frei von

konventionellen Bindungen gestalteten Partnerschaft mit Simone de Beauvoir (1908-1986), einer herausragenden, prägenden Figur der Frauenbewegung (DAS ANDERE GESCHLECHT, 1949).

Die teilweise recht heftig geführte Debatte über Sartre und den Existentialismus fällt nicht zufällig in eine Zeit, in der um geistige Neuorientierung gerungen wird, nachdem die Ideologie der NS-Zeit als Weg in den Abgrund obsolet geworden ist und andere geschlossene und vereinnahmende Weltanschauungen, etwa das Christentum oder der Marxismus-Leninismus, zwar erstarken, sich jedoch nicht bereits als Alternative unangefochten behaupten können. Inmitten des ideellen und materiellen Zusammenbruchs zum Ende des II. Weltkriegs teilen nicht wenige Menschen in Europa das Gefühl der Sinnleere und des „Absurden“, wie es Albert Camus (1913-1960), seit 1943 mit Sartre befreundet, in seinem ein Jahr zuvor erscheinenden Essay DER MYTHOS DES SISYPHOS (1942) zum Ausdruck bringt: „Ich weiß nicht, ob diese Welt einen Sinn hat, der über mich hinausgeht. Aber ich weiß, daß ich diesen Sinn nicht kenne und daß ich ihn zunächst unmöglich erkennen kann. Was bedeutet mir ein Sinn, der außerhalb meiner Situation liegt? Ich kann nur innerhalb menschlicher Grenzen etwas begreifen.“ Bei Camus wird Sisyphos zum Held des Absurden, der der Welt der Sinnlosigkeit mit einem Trotzdem begegnet und das Leben sogar liebt. Auch in Sartres frühem Roman DER EKEL (1938), durch den er schlagartig berühmt wird, geht es um die Erfahrung der Sinnlosigkeit und der Zufälligkeit aller Dinge und Ereignisse („Kontingenz“) und der Absurdität unseres Daseins.

Ist es Zufall, wenn das lebenspraktische Bedürfnis nach einem wirklichen Neubeginn nach dem Ende eines epochalen geschichtlichen Einschnitts eine philosophische Parallele im Bemühen findet, auch hier ganz neue Fundamente zu legen, nicht zuletzt für eine Philosophie der individuellen Selbstbestimmung? Kann es nicht sinnvoll sein, sich dabei der Wirklichkeit ganz anders als gewöhnlich zu nähern, sich wieder den „Phänomenen selbst“ zuzuwenden, ihnen unverstellt und innerlich frei zu begegnen und sie so zu erleben, wie sie selbst jenseits vorgeprägter Fixierungen existieren? Das scheint Sartres Weg zu sein.

Schon früh, und zwar während eines Studienaufenthalts 1933/34 in Berlin, macht Sartre auf seinem philosophischen Weg in die Freiheit Bekanntschaft mit der

„Phänomenologie“ Edmund Husserls (1859-1938) und dessen philosophischen Programm, das „zu den Sachen selbst“ gelangen will, sowie der „Fundamental-ontologie“ Martin Heideggers (1889-1976), die darauf aus ist, dem Alltagsmenschen aus seiner konventionellen, „uneigentlichen“ Existenzform des „Man“ herauszuhelfen auf einen Weg der Selbstverwirklichung, für den der bewusste Bezug auf die Bedingungen der eigenen „Existenz“ konstitutiv ist.

Die ersten Worte in DAS SEIN UND DAS NICHTS lauten: „Auf der Suche nach dem Sein“ (Titel der Einleitung). Und noch bevor Sartre also mit den ersten Bestimmungen des Seins aufwarten kann, sucht er nach einem neuen, eigenen *Zugang* zur Wirklichkeit abseits der herkömmlichen Pfade „Realismus“ und „Idealismus“. Er findet ihn in einer neuen „phänomenologischen Ontologie“, die allerdings über Husserl deutlich hinausgeht und sich – als französische Variante der Existenzphilosophie – auch von Heideggers Denken in SEIN UND ZEIT (1927) deutlich unterscheidet. Mit den Bezeichnungen *Metaphysik* und *Ontologie* verbinden sich in der Geschichte der Philosophie häufig Großprojekte, die ein komplett neues philosophisches Gebäude vom Fundament bis zur Dachspitze errichten wollen, wobei einige Systembildner, wie etwa René Descartes (1596-1650) oder Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) und vor allem Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) (WISSENSCHAFT DER LOGIK, 1812/16) sich zum „Nullpunkt“ vorwagen und die gesamte Welt aus einem höchsten Prinzip deduzieren wollen. An einem solchen *opus magnum* über das *Sein*, das sich u.a. in die Tradition des mit Descartes anhebenden französischen Rationalismus einreicht, versucht sich auch Sartre.

Mit seinem großen metaphysischen Entwurf legt Sartre eine *ontologische* Begründung der Freiheit vor. René Descartes hatte in seiner Metaphysik (MEDITATIONEN ÜBER DIE ERSTE PHILOSOPHIE, 1641) auf dem Weg der Introspektion in das menschliche Bewusstsein und der Erprobung eines radikalen Zweifels einen letzten Grund gefunden, auf dem wirklich zuverlässige Erkenntnisse sich aufbauen lassen: in dem Gedanken *cogito, ergo sum* („Ich denke, also bin ich“), der Einsicht der Selbstgewissheit. Auch Sartre geht vom *cogito* aus, untersucht die Struktur des Bewusstseins, teilt aber nicht Descartes' Überzeugung,

dass letztlich erst Gott diese höchste Gewissheit unserer Existenz und des angestrebten Wissensgebäudes verbürgen könne.

Sartre zufolge hat die Vorstellung eines Schöpfergottes zur Konsequenz, dass dann – ähnlich einem Handwerker, der etwas herstellt, – zunächst ein Begriff des Menschen da ist, ein Wesen oder Konzept des Menschen, das dann in einem Schöpfungsvorgang verwirklicht wird. Damit würde die „Essenz“ des Menschen, sein Wesen, der „Existenz“ des Menschen vorausgehen. Dieses Verhältnis dreht Sartre um.

In einem am 28. Oktober 1945 in Paris gehaltenen Vortrag, ein halbes Jahr nach dem Ende des II. Weltkriegs, fasst Sartre die Grundzüge des Existentialismus in popularisierender Form zusammen. Heute, 70 Jahre später, ist der im Jahr darauf von ihm veröffentlichte Text (DER EXISTENTIALISMUS IST EIN HUMANISMUS, 1946) längst zum berühmtesten und am häufigsten zitierten Text Sartres geworden und Grundlage etlicher Einführungen in seine Gedankenwelt. Für die Rezeption des französischen Existentialismus ist dieser Vortrag von unvergleichlicher Bedeutung, obwohl er nicht frei von missverständlichen Formulierungen ist und Sartre sich später von ihm sogar stellenweise distanziert hat.

Sartre zeigt in diesem Vortrag: Es existiert kein Vorweg, in dem durch eine allgemeine Menschennatur oder einen Gott über das Wesen des Menschen vorentschieden wäre, vielmehr existiert der Mensch erst und gibt sich dann selbst durch seinen Lebensentwurf ein Wesen. So wie ein Künstler in seinem Roman in freier schöpferischer Fantasie seine mit eigenem Charakterprofil ausgerüsteten Figuren in ihren Handlungsraum stellt, so wird der Mensch zum Schöpfer seiner selbst. Das bringt Sartre auf die griffige Formel: „der Mensch ist nichts anderes als das, wozu er sich macht.“ Dieses Sich-selber-Schaffen vollzieht sich in einem freien Entwurf, zu dem eine ursprüngliche Wahl gehört. Gesellschaftliche Einflüsse, die Macht der Gene, ein göttlicher Wille oder was immer man sich als determinierende Faktoren oder Instanzen vorstellt – sie alle können die als absolut gedachte Freiheit nicht aufheben. Selbst in größter Knechtschaft bleibt der Mensch frei. Herbert Marcuse (1898-1979), ein Vertreter der Kritischen Theorie, hat schon 1948, drei Jahre nach dem Ende der NS-Herrschaft, diesen Freiheitsbegriff kritisiert, der anscheinend alle freiheitsbeschränkenden gesellschaftlichen,

ökonomischen und politischen Mächte, mit denen Menschen permanent zurecht zu kommen haben, prinzipiell ausblendet.

Wenn Sartre die Freiheit mit dem Wesen des Menschen identisch setzt, dann heißt das: Der Mensch *ist* Freiheit. „Die menschliche Freiheit“, betont Sartre mehrfach, „geht dem Wesen des Menschen voraus und macht dieses möglich (...). Der Mensch ist keineswegs *zunächst*, um *dann* frei zu sein, sondern es gibt keinen Unterschied zwischen dem Sein des Menschen und seinem „*Frei-sein*“.“ Sartres Entdeckung, dass der Mensch nicht nur völlig frei sei, sondern dieser Bestimmung prinzipiell nicht entkommen könne (weil sie seiner Existenz ja vorausliegt), fasst er in dem Schlüsselsatz zusammen: „der Mensch ist dazu verurteilt, frei zu sein.“ Frei zu sein ist nämlich nach Sartre das einzige, was der Mensch *nicht* wählen kann. Der Mensch sei im Gegenteil gezwungen, „sich zu machen, statt zu sein.“

Und das bedeutet in der Folge: Freiheit ist damit nichts, was der Mensch gewinnen, besitzen, teilen, behüten, verteidigen oder verlieren könnte. Freiheit ist überhaupt nichts Dingliches, keine Eigenschaft und auch keine Fähigkeit des Menschen. Die Begründung hierfür legt Sartre in seiner Ontologie.

Fundamental ist dabei seine Unterscheidung zweier unterschiedlicher Seins-Modi, „Seins-Typen“ wie er sagt, die er in Anlehnung an Hegels Sprache *An-sich* („en-soi“) und *Für-sich* („pour-soi“) nennt. Das „An-sich“ bezeichnet dabei das vom Bewusstsein unabhängige Sein der Dinge, ein Sein, das nur das ist, was es ist (also mit sich identisch ist und bleibt). Das An-sich sei weder von einem „Möglichen“ noch von einer „Notwendigkeit“ her bestimmt, also *kontingent*. Die Welt des An-sich ist grundlos, ohne Sinn.

Das menschliche Bewusstsein unterscheidet sich dadurch vom Sein der dinglichen Welt, dass es noch nicht fixiert ist, noch keine Identität hat, in seinem Wesen unbestimmt, ja in seinem Ursprung ein „Nichts“ ist. Denn wenn bereits alles Seiende zur Welt des An-sich gehört, kann das Bewusstsein kein Sein haben, ist es ein Nicht-Sein. Es ist „an sich“ und „für sich“ nichts, sondern stets nur – als Bewusstsein von (etwas) – auf die Welt des An-sich gerichtet, intentionales Bewusstsein, wie es schon Husserl nannte. Das Bewusstsein gehört wesentlich zum Sein des Menschen, das Sartre dem An-sich jetzt als Für-sich gegenüberstellt.

Das *Für-sich* ist ein Sein, das nicht mit sich identisch ist, es ist „das seiend, was es nicht ist, und nicht das seiend, was es ist.“ Es ist damit die Existenz des Menschen bezeichnet, deren Widersprüchlichkeit darin sich äußert, dass sie über den aktuellen Status (was sie gerade ist) immer schon hinaus ist, ihn „negiert“, zukünftige Möglichkeiten im „Entwurf“ vorwegnimmt, also auf „Transzendenz“, ein Überschreiten, angelegt ist. Das menschliche Sein ist durch „Negativität“ bestimmt, weil es sowohl das Gegebene als auch sich selbst ablehnen kann und auf eine neue Form hin überschreiten kann, weil es zudem differenziert und verändert. Das Für-sich bringt nach Sartre das Nichts in die Welt. Und der Grund der absoluten menschlichen Freiheit liegt im Nichts des Für-sich. Damit wird verständlich, warum das menschliche Leben Selbstverwirklichung aus absoluter Freiheit ist.

Aber wird diese anscheinend unbegrenzte Freiheit des Menschen nicht durch das Sein der Dinge, die Widerständigkeit ihrer „Faktizität“ zumindest erheblich beeinträchtigt? Diesen Widerstand durch die Dinge und Verhältnisse leugnet Sartre nicht. Aber es sei der Mensch selbst, der im freien „Entwurf“ darüber entscheide, was diese Dinge in seinem Handeln für eine Bedeutung erlangen. Erst mein freier „Entwurf“ erzeugt entweder den Widerstand der Dinge gegen mich oder z.B. ihren Nutzen für mich. Die Dinge tragen „an sich“ keinerlei Bedeutung, können „an sich“ daher z.B. auch nicht bedrohlich sein. In Anlehnung an ein Sartresches Beispiel: Treffe ich auf einer Bergwanderung auf einen großen Felsen auf meinem Weg, dann verleihe *ich* ihm seine Bedeutung für mich: Ich kann ihn als Hindernis auf meinem Weg durchs Gebirge sehen und mich ärgern. Ebenso kann ich ihn aber auch als willkommenen Hintergrund für ein Urlaubsfoto betrachten und mich darüber freuen oder ihn als Aussichtspunkt nehmen, zu dem ich für einen herrlichen Blick ins Tal hinaufklettern kann usw. Der Felsen „an sich“ ist neutral. Erst ich gebe ihm frei einen Wert, eine Bedeutung.

Ganz neuartig ist dieser Gedanke freilich nicht. Schon aus der antiken Philosophie kennen wir die Forderung Epiktets (55-135), einem der Hauptvertreter der römischen Stoa, zu trennen zwischen den („neutralen“) Dingen selbst und unseren Urteilen über die Dinge. Was uns bedrohlich erscheine (wie etwa der Tod),

sei zumeist Folge unserer Urteile (und Vorurteile) über die Dinge und liege weniger in den Dingen selbst.

Meine Berücksichtigung des Gegebenen, der „Faktizität“ in einem „Entwurf“ lässt Sartre zufolge eine bestimmte „Situation“ entstehen. Und nur in solchen „Situationen“ gibt es Freiheit. Aber es gilt auch umgekehrt: Situationen entstehen erst durch Freiheit.

Aus diesem neuen Freiheitsbegriff ergeben sich politische Konsequenzen, darunter auch solche von damals aktueller Brisanz. Denn die politischen Umstände Frankreichs um 1943, also Fremdbestimmung und Entwürdigung durch die deutsche Besatzungsmacht, legen nicht von sich aus fest, wie man auf sie reagieren kann oder mit ihnen umgehen will. Statt die diktierte Opferrolle zu akzeptieren, anstatt zu resignieren und in Lethargie oder Apathie zu verfallen, können die bedrückenden Verhältnisse von den Franzosen auch als Herausforderung betrachtet werden, Wege zur politischen Selbstbestimmung zu erkunden, Widerstand zu organisieren und in einer kollektiven Auflehnung gegen das „Schicksal“ auf die politische Befreiung hinarbeiten. Und dann wird auch eine auf den ersten Blick sehr befremdliche Bemerkung Sartres verständlich, die er nach dem Ende des Krieges im Rückblick auf das *Paris unter der Besatzung* formulierte: „Niemand waren wir freier als unter der deutschen Besatzung.“

In der Selbstverwirklichung des Menschen im freien Entwurf steckt auch eine zweifache *moralische* Dimension, denn erstens umgreift der Selbst-Entwurf auch das moralische Subjekt: „Der Mensch schafft sich; er ist nicht von Anfang an fertig geschaffen, er schafft sich, indem er seine Moral wählt, und der Druck der Umstände ist derart, daß er nicht umhinkann, eine zu wählen.“ In diesem Sinne kann Sartre die „Freiheit als Grundlage aller Werte“ betrachten. Hinzu kommt zweitens, dass in diesem Vorgang nicht nur eine „Verantwortung“ für die eigene Existenz, sondern auch eine für alle anderen Menschen gesetzt ist. „Der Mensch wählt sich“, unterstreicht Sartre, „indem er alle Menschen wählt.“

Wenn kein vorgegebener Sinn, keine orientierende Wertordnung und keine verbindliche Instanz die Entscheidungen des Menschen bestimmt, sondern der Einzelne allein, auf sich selbst gestellt, seine ursprüngliche Wahl und seinen Lebensentwurf realisiert, lastet alle „Verantwortung“ (inkl. der für alle Anderen)

auf ihm allein. Durch diese „totale Verantwortung“ wird „Angst“ zum latenten Begleiter aller Entscheidungshandlungen des Menschen und es entstehen vielfältige Anstrengungen, diese Angst zu entschärfen, zu verdrängen oder anderweitig loszuwerden, zumeist vergebliche Versuche. Sartre erörtert sie unter dem Stichwort „Unaufrichtigkeit“ oder „Unwahrhaftigkeit“ (*mauvaise foi*) und beharrt darauf, dass „jeder Mensch, der einen Determinismus erfindet, unaufrichtig“ sei.

Angesichts des lebenslangen politischen Engagements des französischen Intellektuellen verwundert nicht, dass Sartres im Kern individualistische Philosophie der Freiheit von ihm auch in ihren gesellschaftlichen und geschichtlichen Dimensionen verankert wird. Neben den beiden Grundformen des Seins, dem An-sich und dem Für-sich, kennt Sartre deshalb als dritte Form noch das *Für-Andere*.

Was dieser erweiterte Horizont für die menschliche Existenz bedeutet, zeigt Sartre ausführlich erst in seinem zweiten Hauptwerk, der KRITIK DER DIALEKTISCHEN VERNUNFT (1960). In DAS SEIN UND DAS NICHTS wird diese Perspektive in der berühmt gewordenen Analyse des „Blicks“ eröffnet und das Für-Andere zum Thema gemacht. Im Blick des Anderen, durch den ich als „Objekt“ in seinen Horizont gerate und seinem Einfluss ausgesetzt bin, werde ich in meiner eigenen Freiheit negiert. In der Entdeckung, selbst durch den Blick eines Anderen zu dessen Objekt zu werden, verändert sich, reflektierend, mein Verhältnis zu mir selbst. Der Blick des Anderen entfremdet mich von mir selbst und setzt Impulse für ein verändertes Selbstverhältnis und zur Selbstbehauptung.

Sartre spricht von einer Welt der „Inter-Subjektivität“: Nur dort „entscheidet der Mensch darüber, was er ist und was die anderen sind.“ Und diese Welt der *Inter-Subjektivität*, schon der Begriff zeigt an, dass Sartre auch jetzt das Prinzip der Subjektivität nicht verlässt, sieht er als prinzipiell problematisch an. Denn die Freiheit eines jeden hat ihre Grenze an der Freiheit eines jeden Anderen. Und jeder Einzelne bleibt in seiner Freiheit gefährdet durch die Freiheit jedes Anderen.

Dass der Mensch den Menschen zur Existenz bringt – das ist die Quintessenz des Sartreschen Humanismus‘, nach dessen Vision „sich der Mensch als humanes Wesen verwirklichen wird.“ Die Struktur der Existenz bildet die menschliche

Freiheit – in ihrer Trias von Negativität, Selbstverhältnis und Transzendenz. Sartres existentialistische Anthropologie der Freiheit entwirft ein Bild der Welt, in der das Individuum dazu aufgerufen ist, in freiem, schöpferischem und selbstverantwortlichem Engagement sich selbst und die Welt zu gestalten.

Kein philosophischer Denker des 18. und des 19. Jahrhunderts, weder Kant noch Hegel, nicht Stirner und nicht Feuerbach, noch Mill oder Marx, hat so konsequent, so tiefgreifend und so radikal den Menschen als Wesen der Freiheit bestimmt wie Jean-Paul Sartre. Das erklärt seine herausragende Position im philosophischen Diskurs der Freiheit und – trotz vielfältiger Kontroversen über die Stimmigkeit seiner Thesen – die anhaltende Faszination und Inspiration, die auch 35 Jahre nach seinem Tod immer noch von seinem Denken ausgeht. ■

Zum Autor

Rainer Krause studierte Germanistik und Philosophie in Bochum und Tübingen, später dort auch Politik und Soziologie, war über drei Jahrzehnte als Philosophielehrer an verschiedenen Gymnasien am Niederrhein tätig und lebt und arbeitet in Krefeld seit einigen Jahren als freier Autor und Dozent.

Kontakt: rainerkrause49@t-online.de